

mehr braucht so ein Brief schon, bis er übers Wasser kommt, wer weiß, wie lange noch, bis er der Bartl antrifft, und wann der gerade Zeit hat zum Zurückschreiben?“

Aber die Annemir wartet nach zwei Wochen Tag für Tag auf einen Brief, und es kommt keiner. Sieben, acht Wochen verrinnen unter lauter sehnlichem Warten, Sinnen, Strubeln, Hoffen und Zweifeln, und kein Blättlein kommt mit der Post.

Da bittet sie an einem Sonntage nach der Messe einmal der Pfarrer zu sich; es wär' ein Brief gekommen, deutet er an.

„Geht er wieder heim?“ hastet sie heraus, und Hoffen und Zweifeln werden wieder aufgerüttelt in ihrer Brust und toben hin und wider wie der Herbststurm, der draußen in des Pfarrers Garten durch die Bäume brauset. Aber das Hoffen schwindet wie das Sonnenlicht vor einer düsteren Wolke, als der Pfarrer den Brief vorliest.

Dem Bartl fiele es nicht im Traume ein, wieder heimzugehen ins Fegfeuer. In Amerika hätte er wenigstens seine Ruhe und seinen Frieden, daheim aber warteten Vorwürfe, finstere Gesichter, Streit und Greinhändel auf ihn, und er wäre der Esel nicht, der ein zweites Mal aufs Eis ginge. Das möge der Pfarrer seinem Weibe getreulich ausrichten, nicht mehr, nicht weniger; aber wenn er einmal gerade Zeit hätte und etwas um ein Vergeltsgott tun wollte, könnte er ihm schreiben und zu wissen tun, was der Andresl tut, sein Alles.

Der Annemir wird es ganz dunkel vor den Augen, ein unverständliches Wimmern entringt sich ihrer Brust, und sie hastet ohne Gruß und Dank davon.

Wie sie zum Bergkirchlel hinaufkommt, weiß sie gar nicht; sie sieht und hört nichts sonst, als ständig die Stimme des Pfarrers, da er den Brief vorliest. Jetzt ist alles aus, alles. Nicht ein bißel Hoffnung ist mehr — und sie hat ihn trotz alledem so gern. Sie hat ihn auch gern gehabt zur selben Zeit, da sie ihn so gemartert, aber der unselige Wahn hat sich ihrer bemächtigt und ihr und ihm das Leben verbittert für immer. Nur sie allein trägt die ganze Schuld, daß das einst so wundersame stille Glück verschweicht worden für das ganze Leben. Ein Vorwurf überstürzt den andern, und dazwischen nagt und beißt die Reue.

Im Brettervorbaue des Bergkirchleins wirft sie sich nieder auf das holprige Steinpflaster und flennt, jammert und bittet wie eine, die ganz und gar von Sinnen ist; und dazwischen fährt ihr wieder ein Gedanke durch den Kopf, der gar nicht dazu passen will: Jetzt sollst Du mir mein Glück wieder bringen, da ich es schier mit dem Besen aus dem Hause gejagt! Sie will anlachen in ihrer Verzweiflung, aber die stürzenden Tränen ersticken die Lache.

Und doch rankt sich an der Verzweiflung wieder die Hoffnung empor. Es ist etwas eigenes ums das Menschenherz. Es mag so und soviel Kummer das Herz füllen, es mag schier die helle Verzweiflung darin weben und walten, daß eins vermeint, kein bißel Hoffnung hätte mehr

Platz daneben, und doch lugt sie da und dort aus einem Winkeln hervor, wenn auch nur auf einen Augenblick.

„Wenn du es zuwege bringst, daß er wieder heimkommt, Liebe Frau, alle Samstag, will ich dir ein Licht brennen solang' mir der Herrgott mein nötiges Leben schenkt! Sonst kann ich Dir nichts versprechen und nichts geben.“ So bittet und betet sie, und wie sie nachher draußen vor dem Kirchlein einige Kirchgänger vorbeistapfen hört, fährt sie erschrocken auf und geht auch heim. Aber sie sagt kein Wort davon, daß der Bartl geschrieben.

Nach dem Mittagessen legt sie sich nieder, denn sie hat Kopfweh wie sie sagt. Der Alte rät ihr, sich mit dem Handdrücken übers Gesicht zu fahren oder mit dem und dem, sie könnte „übersehen“ worden sein. Sie tut es, aber es hilft nicht. Sie weiß auch im voraus, daß all diese Mittel nichts helfen werden; sie ist nicht übersehen, sie hat sich — überhört.

Aber in währendem Liegen hat sie Zeit, ihren Gedanken und Tränen freien Lauf zu lassen, und es stört sie daran niemand. Sie ohrt hin und her, aber die Gedanken und das Sinnen treiben es wie ein junger Hund. Sie drehen sich beständig in ein und demselben selben Kreise herum, und wenn sie vermeint, irgend einen neuen Weg gefunden zu haben, steht sie wieder dort, wo sie zu sinnen angefangen.

Erst als es Zeit wird zur Futterweile, macht ein Gedanke überlings einen Seitensprung: Wenn der Andresl schriebe! Der Bub' scheint ihm mehr am Herzen zu liegen als sie. Leicht kommt ihn das rühren.

Sie steht auf und macht sich an ihre Arbeit, aber den Gedanken läßt sie nimmer los. Der Andresl muß schreiben. Ruht es etwas, ist es recht, und ruht es nichts, so kommt es auf das Fleckel Papier und die paar Heller Postgeld auch schon nimmer an.

Und wie die Nachtsuppe gegessen ist, und die zwei Alten sich zur Ruhe begeben, sagt sie dem Buben, er hätt' ihr noch ein bißel was aufzuschreiben, und gibt ihm zur Aufmunterung ein Stücklein Honigbrot.

„Deinem Vater mußt schreiben,“ sagt sie, dann als sie beide am Tische sitzen beim matten Schein des Dellämpchens, und der Bub' Schreibzeug und ein Stück Papier aus dem Schutranzen herausucht. „Darfst aber keinem Menschen etwas sagen davon, keinem Menschen, nicht einmal dem Ahnl und der Ahnl.“

„Ich sag' nichts,“ verspricht der Andresl, und richtet sich zum Schreiben zu recht. Dann schreibt er nach der Angabe der Mutter:

„Lieber Vater! Weil alle die andern Schulkinder einen Vater haben und ich keinen, so muß ich Euch schreiben, daß ich gern einen Vater hätte, wie die anderen. Und die Mutter hat auch keinen Vater nicht und weint deswegen Tag und Nacht, und sie sagt, es reut sie, was gewesen ist, und sie wird gewiß auch brav sein, wenn Ihr wieder zu uns kommt. Lieber Vater, geht heim zu uns, daß wir nicht alleweil so verlassen

sind, wie ein Hund, der wo keinen Herrn nicht hat! Ich bitt' euch recht schön, geht wieder heim! Mit vielen Grüßen und Küßen verbleibe ich bis in den Tod . . . Euer euch herzlich liebender und jetzt vaterloser Sohn Andreas.“

Hastig überliest sie die paar Zeilen, faltet nachher das Papier zusammen, tut einen Umschlag darüber und läßt den Andresl die Aufschrift darauf schreiben. Und morgen soll der Bub' den Brief dem Posthalter geben.

Ob es ihn rühren wird?

Der Bartl hat weit drinnen im Urwalde Amerikas Arbeit gefunden in einem Sägewerke und werkt und schafft dort nach Kräften. Oft arbeitet er eine ganze Woche wie ein Unfinniger. Was zwei kaum zu leisten vermögen, bezwingt er allein, und des Abends ist er so naß vor lauter Schweiß, als ob er im fallenden Regen gestanden wäre. Dann schläft er schon ein, kaum daß er sich noch so recht auf sein Lager gelegt, und in der Frühe packt er wieder an. Oft aber auch rennt er mitten in der Arbeit auf und davon, mehrere Stunden weit ins Wirtshaus und wird tagelang nicht nüchtern.

„Der muß etwas auf der Latte haben,“ mutmaßt mehr denn einer seiner Arbeitsgenossen. Es ist nicht anders, als daß er sein Gewissen damisch arbeiten oder ersaufen muß für eine Weile. Wer weiß, was er drüben angestellt im alten Deutschland.“

Sell denkt sich auch der Sägebesitzer, ein biederer Westfale, aber weil der Bartl ein tüchtiger Arbeiter ist, der allemal wieder gutmacht, was er ab und zu versäumt, und keinem Hendl, geschweige denn einem Menschen etwas in den Weg legt, hat er ihn gerne und sieht ihm manche blaue halbe Woche nach, die er einem andern nicht nachsehen würde. Und was kümmert es ihn, was seinen Arbeitern aufs Gewissen drückt? Er zahlt ihn für seine Arbeit, und das andere geht ihn nichts an. Er hat auch noch nie gefragt darnach. Wozu auch? Die Wahrheit würde er ja so kaum erfahren.

Da ist es an einem rauhen Tage vor Weihnachten. Schnee hatt es noch keinen, aber dichter Anreim deckt den Erdboden und die Dächer des Sägewerkes, Klöße und Bretterstöcke, und von den Ästen der Bäume hängt er hernieder wie langer, weißer Bari. Die meisten der Arbeiter haben ihre pechigen Foppen angezogen und angeklopft, manche auch ihre Handschuhe vorgeschucht; nur der Bartl hat weder Foppe noch Handschuhe an und schafft, daß ihm der Schweiß nur so über das wildbärtige Gesicht herniederkollert.

„Wirft Dir was zuziehen,“ mutmaßt der Sägebesitzer. „Darfst Dich nachher gerad' verkühlen, so ist das Uebel fertig.“

„Meinetwegen schon,“ brummt der Bartl. „Einmal wird es so wie so sein müssen, und . . . auf einen geht's nicht darauf zusammen in der Welt.“

Während sie noch so reden und Ernst und Scherz vermengen in ihrer rauhen Art, bringt einer die Post und übergibt

sie dem Sägebesitzer. Der klaubt sie durch und langt nachher dem Bartl einen Brief hin. „Der gehört Dein.“

„Mir.“

„Ja, Bartl Raubenöder. Gewiß von einer Herzallerliebsten.“

Langsam greift der Bartl nach dem Briefe, schaut ihn eine Weile um und um an und reißt nachher den Umschlag auf und liest. Und dabei beginnt seine Hand zu zittern, daß das Blättlein Papier hin und her schwankt wie im Winde.

„Ich mach' heut' Feierabend,“ sagt er nachher mit heiserer Stimme.

„Ja, was fällt Dir denn wieder ein? „Heut' ist so wie so keine Hand zuviel da.“

„Geht her ein bißel!“ winkt er dem Bestizer zur Seite. „Schaut Euch den Zettel an! Den hat mein Bub' geschrieben, der Andresl. Und auf der Stell' mach' ich mich auf und fahr' heim . . . So verlassen wie ein Hund, der wo keinen Herrn nicht hat. Kreuztannenbaum übereinander! Sell leid ich nicht. Mein Andresl hat einen Vater und soll nicht . . . Meinetwegen geht's jetzt krumm oder g'rad'. Meinetwegen geht dieselbe Wäsch' wieder von vorn an; wird auch zum Aushalten sein, bis der Bub' . . . sein eigener Herr wird . . . ein paar Jahrln halt.“

„Ich frag' nicht, was gewesen ist,“ meint der Sägebesitzer nachher, als er den Brief gelesen. „Häuslicher Zwist am Ende; aber was geht's mich an. Aber so wär' mir auch, wie Du sagst. Man hat Verpflichtungen gegen seine Kinder, weil sie eben seine Kinder sind, und muß ihnen nachkommen . . . Von mir aus bist in dem Falle keinen Augenblick aufgehalten.“

Und dear Brill steckt den Brief ein, wäscht sich Hände und Gesicht und macht sich reisefertig. Der Andresl soll seinen Vater kriegen . . .

Und nach ein paar Wochen stampft er in mondheiler Nacht die Höhe vom Kirchdorfe heran zum Bergkirchlel, und schaut von dort hinunter in den Buchenwinkel, und ein Klopsen meldet sich in seiner Brust und ein Hämmern, Drücken und Zwickeln, das er noch nie gespürt. Wieder in der Heimat!

Kein Lüftchen rührt sich, kein Laut sonst durchschallt die Luft; nur der Buchenbach faust und braust im Graben unten. Das ganze Tal ist in der Ruhe; alles wird schon schlafen und der Andresl auch. Ob er ahnt, daß er am Morgen, wenn er die Augen aufschlägt, nimmer so verlassen sein wird wie ein herrenloser Hund. Der Mornsbub'! Wie ihm denn sell nur gerade eingefallen? Ein gescheites Mannl muß er schon sein . . . oder hat ihm gar seine Mutter . . . ? Sein kann es auch. Und es kann auch sein, daß es sie reut, und daß sie vor Neue Tag und Nacht flennt und sich vornimmt, brav zu sein. Wie lange aber? . . . Wenn es wieder so würde, wie von allem Anfange, nachher wär's ja gerad' eine Freud, wenn . . .

Ja wenn!

Er zieht den Hut vom Kopfe, kniet